

Stück weit so etwas wie ein *geistlicher Beruf*. – Das aber hat natürlich auch seine Konsequenzen.

### *Drittens: Konsequenzen*

Vieles habe ich schon angedeutet. Es sei hier noch einmal im Sinn eines Aufrufes an Sie alle zusammenfassend genannt. Ich bitte und ersuche Sie alle um vier Dinge:

a) Werden Sie keine reinen Routiniers!

Lassen Sie sich nicht vom Grau des Alltags völlig überwältigen. Das Gewohnte und immer wieder zu Tuende darf nicht gar so gewöhnlich werden. Die Massierung des Heiligen darf Sie nicht erdrücken. Bleiben Sie offen für Neues, für Überraschendes, werden Sie nicht gar zu konservativ!

b) Bemühen Sie sich um ein gesundes religiöses Leben!

Sie brauchen keine Frömmler zu sein. Der Rosenkranz ersetzt nicht den Staubbesen. Und kein Stoßgebet kann fachliche Untüchtigkeit aus der Welt schaffen. Trotzdem: Ein Sakristan, der nicht mehr betet, der nicht auch bewußt am Sonntag eine Messe mitfeiert, der nicht doch ein Stück weit seine Arbeit aus dem Glauben zu tun versucht, der hat wohl seinen Beruf verfehlt. Eine gesunde, kernige Gottbeziehung, eine schlichte Marienfrömmigkeit, der Glaube an ein ewiges Leben, das und ähnliches garantiert doch, daß Ihre Arbeit ihren inneren Wert und ihren inneren Glanz behält und daß Sie allen Widerwärtigkeiten zum Trotz – welcher Beruf käme ohne das aus? – die Berufsfreude nicht verlieren. Denn auch hier gilt: Ein trauriger Sakristan ist ein trauriger Sakristan.

c) Lieben Sie Ihre Kirche!

Ich spreche keiner devoten, untertänigen, unkritischen Haltung das Wort. Auch vor Bischöfen und Päpsten sollen Sakristane ihren aufrechten Gang nicht verlieren. Aber ich warne Sie vor Resignation, vor ewiger Nörgerei, vor der Überbewertung klerikaler Menschlichkeiten, mit denen Sie, mehr als andere, konfrontiert werden. Kirche als Gemeinde, als Pfarrei, das vor allem müßte Ihnen am Herzen liegen. Sie tragen für den Aufbau einer lebendigen Ortskirche einen schönen Teil an Verantwortung, eine Ver-

antwortung nicht nur für die steinernen Bauten, für Kirche, Pfarrhaus und Pfarreiheim, sondern auch für den Geist, die Atmosphäre, das geistige und geistliche Klima, das in ihrer Pfarrei herrscht. Die Gläubigen schauen auf Sie und erwarten zu Recht etwas von Ihnen; sie sind glücklich über einen guten, tüchtigen Pfarrer und Seelsorger, sie sind aber auch glücklich über einen guten und menschenfreundlichen Sakristan . . .

d) Legen Sie Wert auf Weiterbildung!

Täuschen wir uns nicht: der Sakristanenberuf ist ein anspruchsvoller Beruf. Er fordert und verlangt vieles und Vielseitiges. Ohne stete Weiterbildung ist das nicht zu machen: Weiterbildung durch Fachkurse, durch Lektüre, durch Einkehrtage, durch religiöse Bildung. Da wird auch die Kollegialität gepflegt, und man sieht, daß man nicht allein steht mit seinen Problemen und Schwierigkeiten.

Der Umbruch in Kirche und Gesellschaft, wie wir ihn heute erleben, geht auch am Sakristanenamt nicht spurlos vorüber. Wir alle sind suchend und glaubend unterwegs. Wir alle wissen uns aber auch in Gottes Hand, wie der heilige Bruder Klaus, der doch auch kein Priester, der ein Laie war und blieb, gerade so ein Zeichen des Heils und der Hoffnung in trüber Zeit, ein geistlicher Führer seines Volkes, ein Küster, ein Kustos, ein Wächter für die Kirche – und das nicht auf hohem Turm, sondern drunten, in der Unsichtbarkeit der Einsiedelei im Ranft.

Er, der Heilige vom Ranft, möge unsere Arbeit mit seiner Fürbitte begleiten.

### **Andreas Szennay**

#### **„Kirchenträume“ – für Ungarn**

#### **Einige ekklesiologisch-pastorale Erwägungen**

*Wer seine ganze Energie für die Entwicklung einer Kirche einsetzt, die unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen den Menschen durch Wort und Handeln das Evangelium nahebringt und so zum Ort der Hoffnung und der Freude wird, der kann auch glaubwürdig „träumen“.* red



1. Die Gemeinschaft der Gläubigen, die Kirche, ist keine solche Pyramide, in der die Gabe des Geistes nur von der Spitze her, das heißt von oben, von der sakramentalen und rechtlichen Macht der Hierarchie, kommen kann. Nein, *die Kirche ist vor allem eine brüderliche Gemeinschaft im Herrn*, in der prinzipiell alle gleich sind als Brüder und Schwestern. Der Geist Christi verteilt seine Gaben an alle, wie er will. Der Wirkung des Geistes können mit keinerlei rechtlichen Prinzipien oder Bestimmungen Grenzen gesetzt werden. Wohl wirkt der Geist in der sakramentalen und (hoffentlich auch) in der verwaltenden Tätigkeit der Hierarchie; er wirkt aber ebenso durch die, denen er die Gaben des Wortes (der Verkündigung), der prophetischen Rede, des Wissens, des Rates, des Organisationstalentes oder irgendwelche andere Fähigkeiten gibt. Diese Gaben sind gegenseitig – nach oben und nach unten bzw. untereinander – zu achten. Jede entgegengesetzte, einseitige, sogenannte klerikale Einstellung würde das Volk Gottes mit dem Klerikalismus belasten und das Gesicht der Kirche verzerren.

2. Die „große Kirche“, *die Gesamtkirche, ist zu groß, um darin die Brüderlichkeit tatsächlich erleben zu können*. In ihr kann bloß von einem allgemeinen Bewußtsein der Brüderlichkeit die Rede sein. Ähnlich ist es mit den Diözesen und den übergroßen Stadtpfarrern, wie wir sie in Budapest noch kennen. Wir sollen aber nicht vergessen: *ekklēsia* hat am Anfang die „erlebte“, die kleine, die lokale kirchliche Gemeinschaft bzw. Gemeinde, die Haus- und Familienkirche bedeutet; den realen „Ort“, wo die brüderliche Gemeinschaft in konkreter Weise erfahren und wo sie gepflegt und vertieft werden konnte. Wen ich persönlich nicht kenne, den kann ich nur theoretisch, prinzipiell für meinen Bruder halten. Nach Heinz Schürmann (und vielen anderen) setzt gerade dieser Umstand die realen zahlenmäßigen Grenzen der lokalen (Pfarr-)Gemeinde fest. Das ist auch heute ein – leider nur idealer! – normativer Faktor.

3. Die brüderliche Gemeinschaft versammelt sich *am reichsten an Erlebnissen* dort und dann, wo und wenn *die Eucharistie gefeiert wird*. Wer sich um den Tisch des Herrn stellt, wer an dieser Feier teilnimmt, der steht und

lebt *de facto* auch erlebnishaft mitten drin in der brüderlichen christlichen Gemeinschaft – unabhängig davon, wo er in der Kirche (im Chor, im Kirchenschiff usw.) seinen Platz einnimmt. In dieser brüderlichen Gemeinschaft während der Eucharistiefeyer stehen mitten unter uns all die „Heiligen“, oft ohne daß wir es wissen; all die vielen Schwestern und Brüder, die täglich in Geduld und Treue für ihre Mitmenschen da sind; all die vielen Eheleute, die sich – trotz vieler Schwierigkeiten – um ein christliches Familienleben bemühen; all die Jugendlichen, die manchmal „gegen den Strom“ schwimmen müssen, um Christen bleiben zu können; die Priester und ihre Mitarbeiter, die mit viel Geduld und Aufgeschlossenheit ihre Arbeit leisten.

Wir wissen recht gut, daß unsere Gemeinden bei der Eucharistiefeyer fast immer zu groß, zu anonym geworden sind. Trotzdem sollten all diese Erlebnisse, die man während der Eucharistiefeyer sammelt, die Kraft und die Anstrengung einer künftigen – im umfangreichsten Sinne des Wortes – missionarischen Gemeinschaft fördern.

4. Dieses „Insein“ kann natürlich manchmal auch die Einsamkeit des Isoliert-Seins, *die Gefahr der Gettoisierung*, in sich bergen. Wenn ihr nur mit euren Brüdern verkehrt, wenn ihr nur sie grüßt – was ist das schon, tun das nicht auch die Heiden?, lesen wir bei Matthäus (5, 47). Die Liebesgemeinschaft soll die eigenen enggesetzten Grenzen überschreiten. Der Menschensohn wollte für die vielen, das heißt für alle, sein Leben als Lösegeld hingeben, mit dem Werk der Erlösung allen dienen (Mk 10, 45).

Die wenigen erwählten „Brüder und Schwestern“ haben deshalb die Aufgabe, die vielen einzuladen. *Wir sind* und bleiben *eine Kirche der Einladung, der Invitation*. Eine sich abschließende Kirche würde die Situation vor der Ausströmung des Heiligen Geistes wiederherstellen. Der Heilige Geist hat die Türen weit aufgemacht, wir müssen auch heute durch sie hinausschreiten. Unsere Aufgabe ist es, die Katholizität/Universalität der Kirche aktiv zu fördern, damit immer mehr Mitmenschen unsere Brüder in Christus werden können.

5. Hierzulande und – wie es mir scheint – in unserer ganzen heutigen Kirche fehlt es be-



dauerlicherweise immer mehr an tragenden, sogenannten *horizontalen Verbindungen*. Das Bewußtsein der christlichen Brüderlichkeit und damit auch dessen Kohäsionskraft scheint sich im Abnehmen, im Nachlassen zu befinden. Mit der Verminderung der Gesamtzahl wird sich aber in der Zukunft die sogenannte „Herde“ immer mehr atomisieren. Wenn wir diese Tatsache ins Auge fassen, können wir nicht genug betonen, daß das Erleben – und wenn es notwendig ist, das Wiederbeleben – der christlichen Brüderlichkeit unermeßlich wichtig ist. In einer Situation, in der die zahlenmäßig immer weniger werdenden Priester kaum mehr standhalten können oder höchstens als „einsame Wölfe“ Tausende und Abertausende in ihrem Glaubensleben betreuen und sie in ihrem Liebesdienst unterstützen, werden die *brüderlichen Dienste* unentbehrlich. Aus diesem Geist können z. B. jene kleineren Seelsorgezentren entstehen, die sich in der Zukunft – mit entsprechender Arbeitsteilung – wirksam werden betätigen können. Diese aus Priestern und Laien bestehenden brüderlichen Gemeinschaften dürfen nicht als notwendiges Übel gesehen, noch weniger mit Argwohn begleitet werden, sondern sie müssen „von oben, von den Seiten her und von unten“ unterstützt werden. Die Menschen werden sich der Amtskirche in der gleichen Weise nähern, wie sich deren Vertreter ihnen darstellen. Dabei werden bestimmt nicht die doktrinalen, also die die Lehre betreffenden Probleme im Vordergrund stehen, sondern das Erleben der christlichen brüderlichen Liebe, die erfahrbare Bereitschaft zum brüderlichen Dienen.

6. Über die *Institutionalisierung der Kirche* und über die überwuchernden Strukturen wurde schon viel geschrieben. Zweifelsohne sind zwischen der Institution und der Realität des Lebens bedeutende Spannungen vorhanden. Wenn unsere Kirche weiterbestehen will (ich denke hier nicht an das Fortbestehen der Kirche überhaupt und prinzipiell, sondern vor allem an die Kirche in unserem Land), so wird es unbedingt notwendig sein, die Organisation, die Institution im Geiste und in der Kraft der brüderlichen Liebe zu erneuern.

Selbstverständlich muß diese Erneuerung unter der Leitung unserer Bischöfe und Prie-

ster verwirklicht werden, und sie müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Die Zukunft unserer ungarischen Lokalkirche kann in dem Falle berechnete Hoffnungen erwecken, wenn wir bei gesundem Gleichgewicht des Charismas der Liebe und der Institution in der Kraft des Heiligen Geistes und im Geiste des in aufrichtiger Liebe übernommenen Dienstes arbeiten werden. Ein aus der brüderlichen Liebe entspringender Dienst wird auch immer mehr verantwortungsbewußte Staatsbürger erziehen, die die Menschen und die Arbeit lieben.

Die mit Nachdruck und gesundem Selbstbewußtsein erlebte Präsenz der Kirche sollte in unserem Land viel mehr deutlich werden. Unsere Mitchristen dürfen sich – was die gesellschaftlichen Aufgaben betrifft – weder ins Getto zurückziehen noch in einer Art Winterschlaf bleiben.

7. Es gibt immer wieder Menschen, die die besten Initiativen, heute brauchbare alte wie neue Modelle, *in eine Sackgasse* führen. Bedauerlicherweise gibt es dafür weltweit und auch in unserem Land viele Beispiele, auch im Bereich der Basisgemeinden. Für viele klingt das Wort selbst schon befremdend oder erschreckend. *Und doch*: Wenn diese brüderlichen Gemeinschaften wirklich Christus und die Mitglieder seiner Kirche lieben und ihnen dienen wollen, stellen sie zugleich die Hoffnung unserer Kirche dar (Paul VI., Evangelii nuntiandi). Allmählich sehen wir zwar ein, daß die Pfarreien mit 20.000 bis 30.000 Katholiken, aber auch jene mit 5000 bis 6000 Gläubigen völlig versagen und daß die Zahl der Priester ständig zurückgeht. Wenn ein einziger Priester 20.000 bis 30.000 Gläubige zu betreuen hat, kann er nur mehr die an den Ordo gebundenen Aufgaben versehen. Die Gemeinschaft der Glaubenden, der aus der Liebe Lebenden und der die Taten der Liebe Verrichtenden wird in diesen kleinen Gruppen weiterleben. Diese kleinen Gemeinschaften können sich bald, wenn sie ihre Kirche wirklich lieben, zu kirchlichen Gemeinden, zu Kirchengemeinden entwickeln. Wer diesen sich vor seinen Augen abspielenden Vorgang nicht zur Kenntnis nimmt, gleicht einem Menschen, der „vermessen auf die Barmherzigkeit Gottes hofft“. Das aber ist Sünde; deshalb darf dieser Weg nicht begangen werden. Wir müssen



an die Gnadenwirkung des Heiligen Geistes glauben, der auch in den auf das Jahr 2000 hingehenden Jahren unverändert weht, wo er will.

8. Bischöfe, Priester und Laien müssen *einander näherkommen*. Auch wenn man alle mit dem Ordo verbundenen Rechte und Pflichten achtet, muß man feststellen, daß es in diesem brüderlichen Näherkommen immer wieder Anreger aus allen Schichten des Volkes Gottes gibt. Nicht ein vielleicht utopistisches Wunschträumen folgender Priester oder ein Laie guten Willens, sondern *die gegebene Möglichkeiten ausfüllende, nach einem bestimmten pastoralen Programm arbeitende Ortskirche* – das heißt, die Bischöfe, die Priester und die Laien – muß den die Brüder und Schwestern in der Liebe zur Kirche formenden Dienst gemeinsam auf sich nehmen. Wenn sie den Dienst der kleineren oder größeren Gruppen und Gemeinschaften nicht annimmt, werden diese lebendigen Keime verdorren, verkümmern oder zu wilden Trieben werden. Wer könnte es sagen, ob das erste oder das letzte die größere Gefahr bedeute? Leider bestehen heute in der Weltkirche ebenso wie in unserem Lande die Gefahren sowohl des Sektierertums als auch der Vereinsamung. Von dieser wird weder der die Last und die Hitze des Tages ertragende Priester und Laie noch die dem Stande nach kleinere Hierarchie verschont.

9. Der Aufruf von Christus *Kehrt um und tut Buße* beinhaltet unbedingt auch einen anderen Aufruf: *Findet endlich einander, findet zueinander!* Die Aufgabe des Heute ist es, daß wir dieses brüderliche Sich-Treffen fördern sollen, nicht nur grundsätzlich und im allgemeinen, sondern auch ganz *konkret*. Ich weise auf eine oft ausgesprochene oder niedergeschriebene Sache hin, wenn ich erwähne, daß die Laien, die gerne eine Arbeit übernehmen würden, das Treffen mit ihren Priestern und Bischöfen aufrichtig wünschen – und umgekehrt gilt dasselbe. Immer mehr Bischöfe und Priester fühlen und erleben auch existentiell, daß sie ohne das Mitwirken und die Mitarbeit der Brüder aus der Welt gelähmt sind.

10. *Aus der neu erwachenden christlichen Brüderlichkeit* wird auch das Bewußtsein *der aufrichtigen Brüderlichkeit* unter den

Menschen, des Dienstes an den Menschen, erwachen. Das gute und positive Wirken der christlichen Brüderlichkeit tut auch nach außen das Ihre. Am Ende unseres Jahrhunderts, ja Jahrtausends hat der Heilige Geist vielleicht gerade uns gläubige Christen ausgewählt, bei der Schaffung einer aufrichtigen, brüderlichen Eintracht unter der Bevölkerung unseres Vaterlandes einen Dienst zu leisten. – Als lebendiges Beispiel stehen vor uns unsere christlichen Ahnen, die einerseits Jesus Christus mit unerschütterlicher Frömmigkeit treu geblieben sind, bekennend, daß er der Herr, der Heiland ist, die aber andererseits im Laufe ihres tätigen Alltagslebens sich in die gesellschaftliche und kulturelle Umwelt ihrer Zeit einverleibt haben. Daraus ist nicht nur für sie selbst, sondern auch für ihre Umgebung eine kreative Lebenskraft entsprungen. Wir können von ihnen auch heute lernen. Nicht in der Form, daß wir zweitausend Jahre zurückgehen oder daß wir alles nachahmen, was sie getan oder gesagt haben. Aber doch so – mit nicht weniger Treue zu Christus –, daß wir das Wagnis des Neuen, des noch nie Dagewesenen, des Unerprobten mutig auf uns nehmen. Nur so werden wir imstande sein – auch im Bezug auf unsere Gesellschaft –, jenen Aufgaben ins Auge zu schauen, die uns die heutige Stunde stellt.

Die Kirche in Ungarn hat in den letzten Jahrzehnten zu wenig deutlich gemacht, daß die Botschaft Jesu, die wir verkünden und bezeugen müssen, eine Freudenbotschaft ist und daß diese Botschaft in jeder geschichtlichen Phase etwas immer Neues und Unerhörtes bleibt. Eben deshalb muß sie viele erstarrte alte Formen hinter sich lassen und sich zu jeder Zeit, auch in unseren Tagen, immer mehr der wahren, christlichen Brüderlichkeit hinwenden. Leider haben wir noch immer zu viel Angst und zu wenig Vertrauen in den unseren Exodus führenden Gott.

Die Freude an „unserer“ Kirche – trotz so mancher noch unverwirklichter „Träume“ und Pläne und unerfüllter Wünsche, mancher Fragwürdigkeiten bei Strukturen und Personen – wird tatsächlich immer größer sein, wenn wir aus unseren „Kirchenträumen“ eine lebendige Wirklichkeit realisieren. Die Freude ist immer ein Geschenk Got-



tes, so wie das Leben. Die Freude an der Kirche ebenso. Wir dürfen dieses Geschenk nicht zurückweisen, wir sollten sie mit unserer Arbeit vermehren.

## Predigt

**Rolf Zerfaß**

### **Wasser aus der Tiefe**

Eine Meditation zu Ez 47, 1–12  
und Joh 7, 37–39

Zu den bleibenden Freunden meiner Studienzeit gehört ein „großer Blonder aus dem Norden“: überlegen, entschieden, ein bißchen kühl und von oben herab – zumindest auf den ersten Blick. Der hat mir erzählt, er habe bei einem Training vor Jahren von einer anderen Teilnehmerin eine Rückmeldung bekommen, in der er sich selten tief verstanden fühlte. „Du kommst mir vor“, hatte die zu ihm gesagt, „wie ein mächtiger Fels; aber ganz tief drinnen ist eine Quelle. Ob die wohl herauskommt?“

Dies Bild trifft wohl noch für mehr Menschen zu. Vielleicht gibt es sogar für jeden Zeiten, in denen er sich wie aus Stein fühlt – so hart und zugleich so verschlossen, obwohl tief innen eine Quelle ist, die mit Macht nach draußen drängt. Aber es gibt Zeiten, da haben wir den Schlüssel zu der Brunnenstube in uns verlegt. Dann kann manchmal nur ein ganz großer Schmerz dem Lebendigen in uns eine Bahn brechen. Die Tränen, die aus solcher Tiefe kommen, sind bei allem beißenden Schmerz keine Zeichen des Todes, sondern Zeichen des Lebendigen, das sich in dem bitteren Abschied, in der schmerzlichen Entscheidung seine Bahn bricht.

Es ist schon merkwürdig, daß wir an derlei Erfahrungen anknüpfen müssen, um uns dem Rätselwort im Munde Jesu zu nähern: „Aus seinem Innern werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Von wem spricht Jesus hier? Die Frage ist nicht zu entscheiden. Man vermutet, daß Jesus am letzten Tag des

Laubhüttenfestes zusieht, wie die Priester, dem Festbrauch entsprechend, aus der Schiloach-Quelle Wasser schöpfen und in festlichem Zug zum Altar des Tempels tragen. Und so ruft er den Leuten zu: „Wer Durst hat, komme zu mir, und es trinke, wer an mich glaubt. Wie die Schrift sagt: Aus seinem Innern werden Ströme lebendigen Wassers fließen“ (Joh 7, 37f). Damit würde er von sich selber sprechen. Man kann den Text aber auch anders interpunktieren: „Wer Durst hat, komme zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, von dem sagt die Schrift, daß aus seinem Innern Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Damit meinte er den Geist, den alle empfangen sollten, die an ihn glauben. In dieser Lesart spricht Jesus von den Glaubenden, d. h. von uns. Da nicht zu entscheiden ist, welche Lesart „richtig“ ist, dürfen beide Geltung beanspruchen, d. h. hier stehen Jesus und wir unter derselben Verheißung. Hier wird sichtbar, daß er und wir desselben Geistes sind. Und daß dieser Geist nichts Fremdes, ihn und uns Überfremdendes ist, sondern „im Innern“ entspringt: Der Geist setzt unser Eigenes frei, hilft ihm zum Durchbruch. Der „Lebensbrunn“ des Heiligen Geistes ist nicht irgendwo, sondern in uns. Nicht er ist uns fremd, sondern das, was uns einsperrt, das, was wir durch Erziehung und eigene Anstrengung um uns aufgebaut haben, die Rolle, die uns Sicherheit zu geben verspricht, die Maske, die wir tragen, weil wir zu unserem Eigenen kein Vertrauen haben, ist das Fremde. Gegen dieses Fremde, Aufgesetzte bringt der Geist Gottes unser Eigenes zur Geltung, bringt es unter Schmerzen von innen nach außen, unter Seufzen, wie bei einer schweren Geburt (Röm 8, 19–23. 26). Es ist die Mühsal unserer Menschwerdung, unserer zweiten Geburt „aus dem Geist“ (Joh 3, 9), „aus Gott“ (Joh 1, 13). „Noch ist ja nicht heraus, was wir sein werden“ (1 Joh 3, 2). Darum können wir auch nicht wissen, „worum wir beten sollen; der Geist selber tritt jedoch für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können . . . Denn die ganze Schöpfung wartet sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne Gottes“ (Röm 8, 26. 19).

Um den Geist bitten heißt also, darum bitten, daß wir zu unserem Eigenen entbunden wer-